

Dann sieht er auf das Papier neben ihm auf dem Tisch: „Ich will im Brunnen, der mich tränkte, untertauchen“ – so steht es da; er hat es selbst geschrieben. Ja, denkt der graue Mann, kühl ist der Tod, kühl und dunkel, ein sicheres Verließ, das vor Hitze schützt.

Nein, dies sind keine lauen Sommernächte mehr ...

Die Fontäne



Als Kind hatte er den großen Brunnen bewundert, der auf dem alten Marktplatz seitwärts von Dom und Residenz des Bischofs steht: zuunterst ein hohes Becken aus weißem Marmor mit einer barock gewundenen Einfassung, und in der Mitte steigt eine Säule mit Bildwerk auf: Wütende Gesichter aus schwarzem Metall sind daran befestigt, die Wasser aus ihrem Mund spritzen, Fische winden sich den polierten Stein hinunter und speien gleichfalls ihre Fontänen in das Becken. Darüber sind zu allen Seiten hin Inschriften angebracht, die der alte Mann niemals gelesen hatte. Weiter nach oben zu endet die Säule in einer zweiten weißen Schale, einer großen Muschel gleich, von deren Rand wütend erscheinende dunkle Teufelsfratzen ihre Wasserstrahlen von oben herab in das untere Becken spucken. In der Mitte der Schale aber, auf einer Art Podest, thront, wieder in dunkler Bronze und über all das Gelärme und Gespeie unter ihm erhaben, der Bischof selbst und ein-

stige Stadtfürst im geistlichen Gewand, überlebensgroß, mit dem Bischofshut auf dem Kopf, dem Krummstab in der linken Hand, die rechte zur milden Segensgeste erhoben – so schaut er gnädig wie ein Vater auf seine Kinder herab.

Ehrfürchtig hatte der Junge stets zu der Figur aufgeschaut, deren niederdrückende Würde ihn stets klein gehalten, ja beängstigt hatte. Zwar lernte er diese „Wasserkunst“ wegen ihrer klaren Materialien und wegen der Harmonie ihrer Proportionen mit der Zeit schätzen, verlor dennoch mit zunehmendem Alter das Interesse an dem Brunnen: eben wegen dieses überlebten Bischofs dort oben, der in seiner Geste noch immer zu reden fortfuhr – und niemand hörte ihm mehr zu.

Einen anderen Brunnen der Stadt hatte er statt dessen schätzen, ja geradezu lieben gelernt, draußen, am Rand der weißen Stadt, im Hofgarten der Sommerresidenz desselben Bischofs, die heute als Universitätsgebäude dient.

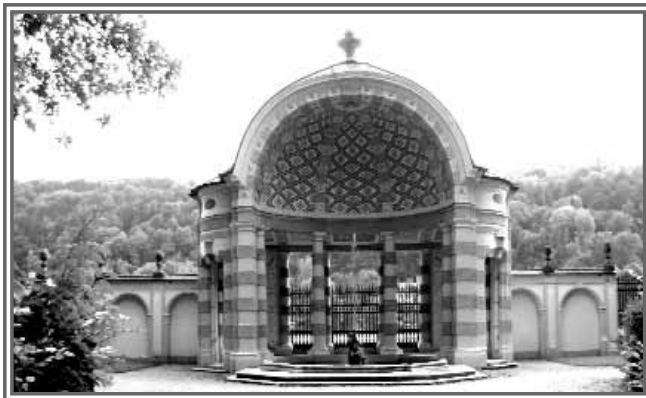
Wenn er auch viel von seiner Kraft in jenem Streit mit dem Kollegen verbraucht hatte, fand er sich in der neuen Firma doch rasch zurecht, wohl, weil er nun nichts Großes mehr erwartete, nur noch in Ruhe und ohne äußere Anfechtung seine Arbeit verrichten wollte. Darin ließ man ihn gewähren, so tat er seine Arbeit auch

sorgfältig und gut, wenn auch ein wenig gelangweilt – jedenfalls bereute er seinen Schritt dorthin nie. Sein ehemaliger Konkurrent musste sich nach seiner Entlassung von der weißen Stadt abgekehrt haben; jedenfalls hatte der graue Mann ihn nie wiedergesehen.

Er richtete sich also ohne Ehrgeiz in der neuen Arbeit ein. Er gewann manche der neuen Kollegen zu Freunden, mit denen er an den Sommerabenden in einer Weinstube saß und eindringlich noch einmal die Arbeit durchging, von der man sich doch in diesen Abendstunden eigentlich frei wusste. Darüber lachte man, als der Abend älter wurde und wurde immer heiterer, bis die Nacht mahndend ihre dunkle Hand erhob.

Aber ebenso gern war der graue Mann allein. Dann ging er im Sommer oft, wenn der Abend begann, in den Hofgarten hinaus, durchschritt den ersten, streng angepflanzten Garten, in dem ihn schon hier und da kleine Fontänen begrüßten, und kam an mannshohen, geschnittenen Hecken vorüber in den hinteren, baumbestandenen Teil, der zum Flüsschen hin an drei mit einem hohen, gusseisernen Zaun verbundenen Pavillons endete. Dem mittleren der drei näherte er sich: eine geöffnete, halbe Kuppel ruhte dort auf schweren hellgelben, fast weißen Säulen, die durch den abschließenden Zaun hindurch den Blick zum Flüsschen hinab freigaben. So hätte es scheinen können, als ob die Kuppel über allem schweben würde – wäre sie dazu nicht viel zu mächtig gewesen.

Vor den Säulen mit dem Halbrund der Kuppel darauf war ein niedriges, wassergefülltes Becken in den Kiesboden eingelassen, auch dieses mit einer barocken Einfassung, aber nur eine Handbreit hoch, in deren Mitte ein seltsames Wesen seine Fontäne einige Meter hoch zum Himmel blies: ein Zwitterwesen,



halb Fisch, halb pausbäckiges Knäblein. Diesen Unhold hatte er seiner pummeligen Ungestalt wegen herzlich zu lieben begonnen.

Überhaupt konnte man dieses Bauwerk nicht eigentlich gelungen nennen, da es, in den Proportionen we-

nig stimmig, zu schwer, ja fast ungeschlacht, im ganzen also – rührend wirkte. Aber genau das erfreute eben den grauen Mann; gerne setzte er sich seitwärts auf die Bank und schaute von dort aus auf den dicken Pavillon mit seinem kleinen, skurrilen Bewohner.

Genauso gern aber beobachtete er die Passanten: laufende Sportler mit dem angestregten Gesicht ihrer Gesundheitsbemühungen, Eltern, deren sichtbarer Stolz allerdings durch das jämmerliche Gekrähe aus dem Kinderwagen beeinträchtigt wurde, untergehakte Paare, denen man ansah, dass sie alles ganz genau und ungleich besser wussten als alle anderen – dazu häufig seltsame Einzelgänger und Eigenbrötler.

Diese alle und noch ganz andere, alles Figuren, Typen und Darsteller des großen Sommertheaters im Park, betrachtete er also und freute sich darüber, wie eines sie alle einte: ihre heitere Regung angesichts des seltenen Gebäus und seines kleinen, drallen Herrscherchens: man lächelten, war amüsiert, wurde vergnügt, denn wie sollten vor solch gemütlicher Unbeholfenheit wohl Missmut und Griesgram Bestand haben; die spuckte der wasserselige Bacchant eimerweise in den Himmel, wo sie in tausend lustige Tröpfchen barsten, die in der Abendsonne noch einmal aufblitzten, bevor sie erlöschend niederfielen.

Nein, dies war nicht der „Bischofsbrunnen“; hier wurde nicht gelehrt, geherrscht oder von oben herab gesegnet. Sondern diese Fontäne unter der Schildkrötkuppel war ebenerdig; sie befreite für einen Augenblick von dem galligen Ernst, von dem man ohnehin genug wusste. Spielerisch drohte hier einen Zeithauch lang ein drolliger Satyr mit seinem Zepter – und wollte doch von Herrschaft so rein gar nichts wissen. Aber eben damit kämmte er die inneren Fasern seiner Besucher zum Gleichmaß, setzte deren sorgengeschüttelte Knochen wieder nach Recht und Ordnung zusammen und befreite die Gedanken aus den Bahnen, die der Bischofsernst ihnen gern so eng gesteckt hatte. Das Nutzlose, so dachte der Mann oft, erweist darin seinen größten Nutzen, dass es mit seiner Spielerei, die das Gelärme der Engel im Himmel vorwegnimmt, einen Zauber ausübt, dem noch niemand, den er zu dieser Fontäne hatte kommen sehen, sich je entzogen hätte.

Einmal allerdings kam ein Fahrrad daher, mit einer Frau darauf, die, von dem putzigen, speienden Knaben plötzlich verwirrt, ihm ihren Kopf zuwandte, ohne ihrem Fahrrad davon Mitteilung zu machen. So gerieten die geschulten Verabredungen der Bewegungen durcheinander; das Fahrrad rutschte in dem lockeren Kies seitwärts – die Frau stürzte.

Der graue Mann sprang hinzu. Die Frau war gewiss einige Jahre älter als er, der nun schon die Mitte der Vierzig erreicht hatte – aber sie kam rasch selbst wieder auf die Beine, besah die abgeschürften Knie, fasste sich, lachte, und drohte dem dicken, wasserspeienden Kerl im Becken mit dem Finger; der Bengel scherte sich darum nicht und setzte seine Arbeit ungerührt fort.

Der graue Mann kümmerte sich um das Fahrrad, während die Frau es sich zur Erholung von dem Schrecken auf der Bank bequem machte. Zum Glück war ihr noch weniger zugestoßen als dem Rad.

„Es ist das erste Mal, dass dieser dicke Kerl da ...“ – dabei wies der graue Mann auf die spritzende Figur – „... Unheil anrichtet.“

„Ich bin schon oft hier vorbeigefahren“, antwortete die Frau, „aber heute habe ich erstmals bemerkt, wie wenig der Oberkörper des Knaben auf diesen Fischleib passt. Das war, als zupfte mich einer am Ärmel des Gehirns. Ich dachte gerade: Das kann doch nicht sein, wo bleibt das Recht der Anatomie – und schon lag ich! Man wird aber wohl diesem Unwesen seine sonderbare Geformtheit nicht als Schuld in die Schuhe stecken dürfen!“

„... die er nicht einmal besitzt“, ergänzte der graue Mann.

Erstmals also hatte der kleine Kerl ein Unheil angerichtet. Aber in der folgenden Zeit sollte der graue Mann erfahren: Man darf sich von der Geste nicht täuschen lassen; das Grotteske ist nicht gedankenlos, nur weil es bisweilen erschreckt.

Immerhin hatte der Schelm auf seine Weise Blüten auf die Teller gestreut. Denn er hatte die beiden zusammengeführt, die sich in der Folge jenes Abends immer wieder trafen, untergehakt promenierten und dabei genauso aussahen, wie die wandelnden Dubletten, über die sich der Mann von seiner Bank aus immer lustig gemacht hatte. Sie aßen in einem Restaurant zu Abend oder kehrten in einer Weinstube ein. Mit den Monaten wuchs Nähe; bald war es nicht mehr fraglich, was der graue Mann beginnen sollte, wenn am frühen Abend seine Arbeit in der Firma beendet war.

Ein Jahr war vergangen; am Jahrestag ihrer ersten Begegnung trafen sie sich am kühlen Sommerabend im Hofgarten vor dem Pavillon, begrüßten den prustenden Schalk, setzten sich auf die Bank, packten die Schätze aus, die sie in Dosen und Flaschen mitgebracht hatten und feierten ein kleines Fest, während das Dunkel der Nacht sich über sie legte. Am Ende stieg die Frau gar mit bloßen Füßen in das niedrige Wasserbecken und schüttete den Rest ihres Weins wie ein Trankopfer über den Wasserspeier hin – als Entschuldigung dafür, dass sie ihm vor Jahresfrist mit dem Finger gedroht hatte, wie sie sagte. Und dann küssten sich die Frau und der Mann. Und lag es am Weinopfer oder an der Freude über das, was er angerichtet hatte: Für einen Augenblick schien es, als spie der Fischknabe sein Wasser vor Freude noch ein wenig höher als sonst.

Obwohl beide weder miteinander verheiratet waren noch auch miteinander wohnten, fühlten sie sich bald, als führten sie eine Ehe. Kein Abend verging, ohne dass man verabredet hatte, wie man ihn gestalten wollte. Oder, wenn solche Gestaltung gemeinsam nicht möglich war, wusste der eine doch, was der andere tat, und man tröstete sich später mit Hilfe des Telefonkabels. Die Wochenenden verbrachte man miteinander, auch des Nachts, einmal in seiner Wohnung in dem hellgrauen Bürgerhaus, das er mit seiner neuen Anstellung bezogen hatte, oder in der ihren. Sie begannen sogar, gemeinsame Anschaffungen zu planen und führen wie selbstverständlich zu zweit in den Urlaub.

Die beiden verband, dass sie nicht mehr jung waren. Auch die Frau hatte eine erste Ehe bereits hinter sich. Beide wussten, wie leicht das Band, das zwei Menschen verbindet, sich verknoten kann. Gewichtiger noch: Sie hatten miteinander zu reden gelernt: über dieses Band, über seine Gefahren, über manches andere noch, das hinter den Kulissen das Spiel auf der Bühne lenkt, wirkliches Reden also, dem die Neugier nicht abhanden gekommen war.

Und vor allem: Sie hatten es dabei verlernt, recht haben zu müssen. Sie lasen Bücher – und sprachen darüber; sie gingen ins Theater – und stritten über die Aufführung; sie hörten Konzerte – und vernichteten gemeinsam den Dirigenten.

Bald aber benötigten sie solchen Stoff nicht mehr, auf das sich ihr Gespräch beziehen musste. Es war auch nicht eigentlich Gespräch mehr, sondern wurde mehr und mehr zu einem gemeinsamen Fragen: nach den Zielen, die sie sich jeweils gesetzt hatten, nach der Bedeutung des Geldes, nach der Vieldeutigkeit der Einsamkeit, nach der Angst vor dem Alter – und danach, was wohl der Tod war, und wie man es anstellen könnte, dass man ihm mit Gelassenheit begegnete.

Der graue Mann, der vor seiner Begegnung mit der Frau nicht unzufrieden gelebt hatte, fühlte sich von einer Tiefe erfasst, die er nicht kannte, ihm sprangen

die Fragen und die Wörter auf wie Fontänen; erstmals in seinem Leben öffnete er einem eigentlich fremden Menschen wirklich sein Inneres und schämte sich nicht, einzugestehen, wie sehr hinter der geordneten Fassade guten Verdienstes und unauffälligen Verhaltens die graue Angst hauste, was eigentlich wird, wenn die Jahre vorangehen und die Fontäne mehr und mehr in sich zusammenfällt.

Der Frau ging es nicht anders, sie war ja um einiges älter noch als er, ihre Fragen deshalb womöglich noch bedrückender: Auch sie empfand bei dem Mann, als wäre sie endlich zu Hause angekommen.

Beide hatten nie darüber gesprochen, auch die Fontäne unter dem Pavillon im Hofgarten zunächst nicht wieder besucht. Aber als wäre es selbstverständlich, begingen sie ihren zweiten Jahrestag erneut vor dem Pavillon.

Wieder aßen sie und tranken, ließen die Nacht über sich niedersinken, saßen im Dunklen still bei einer Kerze und lauschten auf das leise Rieseln der Fontäne, während der Pavillon immer dunkler und nur noch zum Umriss vor einem tiefblauen Nachthimmel wurde.

Da fasste sich der graue Mann ein Herz und sprach aus, was ihn zwar nicht beunruhigte, aber als Frage schon länger unstill in ihm hin und her lief: Ob sie ihr Leben nicht doch insofern verändern wollten, dass sie sich eine gemeinsame Wohnung suchten.



Es blieb eine Weile still auf die Frage. Dann antwortete die Frau, und es sollte wohl belustigt klingen, hörte sich aber ein wenig gepresst an: Warum er das fragte, ob er etwa Geld sparen wollte.

„Ach nein“, sagte er, „doch das nicht ...“ – und schwieg.

Die Frau kam nicht wieder darauf zurück; eine leise Verstimmung blieb zurück, die aber in den folgenden Tagen über den Alltag verschwand.

Würden sie den dritten Jahrestag wieder bei der Fontäne verbringen?

Es war die Frau, die ihn darum bat. Er selbst hätte es sonst stillschweigend übergangen. Ein Hauch der Beklemmung lag auf dem Hinweg noch über den beiden; aber dann spritzte sie ihnen der Fischbengel frohgemut in den Abendhimmel. Sie standen staunend davor, sahen sich an und lachten; die Beirrung war verschwunden.

So saßen sie also wiederum auf ihrer Bank vor dem Pavillon und seiner Fontäne, aßen, tranken und ließen die sinkende Nacht ihr Schauspiel aufführen.

Am Ende, inmitten der Dunkelheit, zog sie ihn vor die Fontäne, „hier war es“, sagte sie, „hier haben wir uns zum ersten Mal geküsst.“